

Nr. 148 Bromberg, den 2. Juli 1933.

Graf Lewenborg und die Vagantin.

Roman von Hans Possendorf.

(28. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

„Einen Handstreich??" Graf Königsmark starrte seinen Freund ganz verblüfft an. „Seid Ihr irre oder betrunken? — Soviel mir bekannt ist, haben wir seit vier Jahren Frieden. Also wo wollt Ihr einen Handstreich machen? — In Persien vielleicht?"

„Im Nachbarstaat Braunschweig-Lüneburg."

Graf Königsmarks Miene verriet jetzt ernstlichen Zweifel an der Zurechnungsfähigkeit des Obristen, und halb besorgt, halb spöttisch sagte er:

„Demnach habt Ihr also dem Herzog von Braunschweig-Lüneburg den Krieg erklärt? — wie?"

„Es ist jetzt nicht die Zeit, zu scherzen", erwiderte Lewenborg scharf. „Ich will ein Wesen, das mir über alles teuer ist, ein junges Mädchen, aus dem Gefängnis und vom Tode erretten. Und das geht nicht anders als mit Gewalt. Jeder Versuch, die Befreiung auf gütlichem Wege zu erreichen, käme zu spät."

„Lewenborg! Seid Ihr denn nicht mehr bei Verstand? Ich kann doch nicht mitten im Frieden schwedische Soldaten meiner Truppe in Braunschweig-Lüneburg einfallen lassen! Seid Ihr Euch darüber klar, was das für Folgen hätte, und daß mich die Königin dafür vor ein Kriegsgericht stellen würde?"

„Ich bin mir über alles klar, Königsmark. Entlaßt also die von mir ausgesuchten Leute, die ich natürlich entsprechend entlohnen werde, ganz formell aus dem Dienst. Sie sollen bei dem Handstreich auch keineswegs Uniformen tragen. Was kümmert's Euch dann noch, wenn ich auf eigene Faust mit zwanzig entlassenen Soldaten, — Strauchdieben sozusagen..."

Graf Königsmark erhob sich brüsk: „Das ist ja Unsinn, Lewenborg! Ich zweifle nun wahrhaftig an Eurem Verstande!"

Auch Graf Lewenborg erhob sich jetzt, trat dicht vor den Gouverneur hin und sagte fast drohend: „Ihr wollt mir also meine Bitte nicht erfüllen?"

„Hört mal, Lewenborg! Ich will Euch gewiß helfen, wo ich kann. Aber wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch für besessen halte, dann erzählt erst einmal in Ruhe, was das für eine abenteuerliche Geschichte ist! Ihr sagtet ja selbst, daß es mit den zwanzig Kerlen bis zum Morgen Zeit hat. Also schenkt mir mal klaren Wein ein!"

Ein Aufatmen der Hoffnung kam über Graf Lewenborgs Lippen.

„Ich danke Euch," sagte er, indem er sich wieder auf seinen Stuhl sinken ließ, „daß Ihr mich wenigstens weiter anhören wollt. Hört also gut zu."

— — — — — — — — — — — — — —

Ruhig und sachlich hatte Graf Lewenborg gesprochen, — wohl eine halbe Stunde lang, ohne daß ihn der Gouverneur mit einem Wort unterbrochen. Alles, was Barbara betraf, hatte er berichtet, — beginnend mit jenem traurigen Ereignis, das sich vor vier Jahren im schwedischen Heerlager abgespielt, bis zu der Lektüre des entsetzlichen Protokolls in dem einsamen Gehölz. Und erst am Schluß seines Berichtes konnte er seine tiefe innere Erregung nicht länger bemeistern.

Er schilderte, wie er nach Kenntnis der scheußlichen Folterung Barbaras halb irr vor Wut, Entsetzen und Verzweiflung zur Stadt zurückgeeilt war, — nur getrieben von dem einen Gedanken, Barbara mit Gewalt zu befreien und jeden niederzuschlagen, der sich ihm in den Weg stellen würde.

Da erst unterbrach ihn zum ersten Male ein Ausruf des Grafen Königsmark.

„Das ist ja Tollheit! — Tollheit, Lewenborg!" rief er und schlug mit der Faust auf den Tisch. „Man kann doch als einzelner Mensch nicht..."

Der Obrist winkte ab. „Ja, es wäre Tollheit gewesen. Und ich wurde mir Gott sei Dank noch rechtzeitig darüber klar, daß solch unsinniges Beginnen scheitern müsse und die Gefangene erst recht dem sicheren Tode ausliefern würde. — Ich zwang mich zur ruhigen Überlegung, und da..."

„Und da fiel Euch ein, daß das wenige Stunden entfernte Bistum Verden jetzt schwedischer Besitz sei, — und daß dort Euer alter Freund und Kriegskamerad regiere, der für jeden Streich zu haben sei? — He?"

Der Gouverneur schmunzelte jetzt.

„Ja, das fiel mir ein!" bestätigte Lewenborg erregt. „Aber ich sehe nun, daß ich mich über Eure Hilfsbereitschaft getäuscht habe, und daß Ihr sogar roh genug seid, lächerlich zu finden, was mir ernster und wichtiger ist als mein Leben und mein Sterben und meine Seligkeit!"

Seine Worte hatten sich zu rasendem Zorn gesteigert, und er blickte dem Gouverneur ins Gesicht, als wolle er ihm im nächsten Augenblick an die Kehle springen.

Aber Graf Königsmark ließ sich nicht aus der Ruhe bringen.

„Ich lächelte durchaus nicht aus Spott, alter Freund," sagte er vergnügt, „sondern aus Freude darüber, daß ich Eure Bitte erfüllen kann."

Mit einem Aufschrei der Erlösung griff Graf Lewenborg nach den Händen des Gouverneurs.

Der lachte nun über das ganze Gesicht und sprach gelassen weiter:

„Ihr habt Glück, Lewenborg, daß man Eurer Schönen gerade wegen Hexerei den Prozeß gemacht hat! — Wenn die geplante Unternehmung auch über alle Maßen frech und toll ist, so wird mir die Königin doch nicht gram sein, wenn herauskommt, daß Eure zwanzig Strauchdiebe schwedische Soldaten waren, die ich eigens für Euer Vorhaben aus dem Dienst entließ. — Oder wißt Ihr nicht, daß die Königin eine geschworene Feindin aller Hexenprozesse ist — und daß dieser Handstreich ihre tiefste Sympathie haben wird? Kennt Ihr nicht die Verordnung, die sie, als eine ihrer ersten selbständigen Regierungshandlungen, vor länger als drei Jahren schon erlassen hat?"

Und ohne eine Antwort verließ Graf Königsmark, eine Kerze in der Hand, das Zimmer.

Nach wenigen Minuten kam er mit einem Schriftstück zurück, und während er es dem Freunde hinreichte, sagte er lächelnd:

„Weiß Gott, bei diesem Stücklein möchte ich am liebsten selbst mitspielen! Es müßte herrlich sein, einmal wieder dreinhauen zu können! — Aber es geht leider nicht an, daß der schwedische Gouverneur der Bistümer Bremen und Verden als Strauchdieb verkleidet in eine braunschweigisch-lüneburgische Stadt einfällt!"

Aber Graf Lewenborg hörte nur mit halbem Ohr auf diese Worte. Er überflog hastig die Ausfertigung des königlichen Reskriptes, das also lautete:

Ich befehle, daß in allen durch den Friedensvertrag an die Krone Schwedens gefallenen deutschen Landen alle ferneren Inquisitionen und Prozesse in dem Hexenwesen aufzuhören haben, und daß die diesfalls allbereits Captivierten wieder relaxiert und in integrum zu restituieren seien, — weil diese und dergleichen weit aussehende Prozesse allerlei Gefährlichkeiten und schädliche Consequentien mit sich führen und aus denen an anderen Orten fürgelaufenen Exempeln kundbar und am Tage ist, daß man sich in dergleichen Sachen je länger je mehr vertieft und sich in einen inextricablen Labyrinth gesetzt hat.

Gegeben am 16. Februar 1649 zu Stockholm.

Christine, Königin von Schweden.

Am Abend des nächsten Tages, zu später Stunde, versammelte sich an einer Wegkreuzung vor den Toren der Stadt Verden eine verwegen aussehende Reiterschar. Die Kerle kamen einzeln oder zu zweien und in größeren Zeitabständen. Sie trugen alte und zerlumpte Kleider, aber ihre feurigen Pferde strotzten vor Kraft, und ihre langen, breiten Säbel waren von bestem Stahl und frisch geschliffen.

Um Mitternacht erschien Graf Lewenborg unter ihnen, zählte ab, ob alle zur Stelle seien, und sagte dann:

„Nun gebt gut acht und tut so, wie ich euch sage! — Vor allem seid ihr keine schwedischen Soldaten mehr, sondern Abenteurer, die sich aus freien Stücken und gegen Lohn dem zur Zeit außer Dienst befindlichen Obristen Grafen Lewenborg zu einem Handstreich zur Verfügung gestellt haben. — Der versprochene Lohn ist für jeden von euch an der verabredeten Stelle in barem Goldgeld deponiert. Kommt einer bei dem Streich zu Tode, so wird seinen Angehörigen der dreifache Betrag ausbezahlt. Kommt einer zu Schaden oder in Gefangenschaft, so erhält er nach Genesung oder Befreiung den zweifachen Betrag. — Keiner hat eine Schußwaffe zu führen. Die Hiebwaffe ist nur im Notfalle anzuwenden und möglichst nur mit der flachen Klinge zu schlagen. Wer zuerst die Gefangene greifen kann, bringt sie nach Verden, von wo sie dann unverzüglich weiter nach Schloß Lewenborg in Schweden zu senden ist. Falls mir bei dem Überfall etwas zustoßen sollte, so habt ihr euch nicht weiter um mich zu kümmern. Habt ihr alles verstanden? — und werdet ihr meine Befehle befolgen?"

Die Soldaten bejahten es im Chor.

„Dann also: Vorwärts! — einer hinter dem anderen — und so still als möglich, — ohne Lärm und Geschwätz!"

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang hielt Graf Lewenborg mit seinen Reitern unweit dem Nordtor der Stadt, in der Barbara gefangen saß, — in dem gleichen Gehölz, in dem er jenes entsetzliche Protokoll gelesen hatte.

Nur einen von den Leuten schickte er als Späher zu Fuß bis an den Rand des Gehölzes vor. Er sollte Meldung bringen, sobald das Stadttor geöffnet würde.

Endlich begann die Dunkelheit zu weichen. Ganz langsam dämmerte der Morgen. Dann kam der Späher zurück. Sein Gesicht zeigte höchste Spannung und Erregung.

„Ist das Tor schon offen?" rief ihm Graf Lewenborg erstaunt entgegen.

Der Mann machte ihm ein Zeichen, nicht laut zu sprechen. Und erst, als er dicht beim Obristen war, sagte er atemlos:

„Nicht mehr, Herr Graf. Nur für wenige Augenblicke hat man geöffnet, um ein paar Leute herauszulassen, — Henkersknechte, die unweit von hier einen Scheiterhaufen errichten. Ich habe mich in ihre Nähe schleichen und sie belauschen können und aus ihren Reden entnommen, daß bald nach Sonnenaufgang eine Hexe verbrannt werden solle."

Ein jähes Erschrecken ging über Graf Lewenborgs Züge. Dann aber zeigte seine Miene eine neue und stärkere Zuversicht als zuvor, und er sagte aufatmend:

„So ist es gut! Das wird uns unsere Aufgabe erleichtern. Wir brauchen nicht in die Stadt, nicht ins Gefängnis einzubrechen. Nun muß es erst recht gelingen!"

Darauf ermahnte er seine Leute zur äußersten Vorsicht und Ruhe und schickte den Späher mit neuen Befehlen wieder auf seinen Posten.

Eine Stunde später erschien der Mann wieder und meldete:

„Der Zug hat die Stadt verlassen. Die Verurteilte wird dem Scheiterhaufen entgegenfahren. Sie liegt regungslos auf einer Karre."

Graf Lewenborg nickte hastig, bedeutete seinen Leuten, weiter still zu warten, und schlich zum Waldrand.

Wenige Minuten später kam er zurück. Seine Miene zeigte äußerste Entschlossenheit.

Er winkte die Reiter heran und sagte mit eiserner Ruhe:

„Denkt gut an alles, was ich euch gesagt habe! — Aufsitzen!"

Im nächsten Augenblick saßen die zwanzig Burschen und er selbst zu Pferde.

„Achtung!"

Die Säbel flogen aus den Scheiden.

„Im Schritt — marsch!"

Nun war man dicht hinter den letzten Bäumen und Sträuchern.

Noch einen prüfenden Blick warf Graf Lewenborg hinter sich auf seine Schar. Dann straffte sich sein sehniger Körper.

„Macht eure Sache wacker! — Vorwärts! Galopp!"

Und wie das Gewitter brachen sie aus dem Walde hervor. (Schluß folgt.)

Zu spät.

Zu spät — ein furchtbar ernstes Wort —
Die Reue hat's geboren.
Du hast so vieles einst geplant,
Doch ging die Zeit verloren.

Du wolltest gut und hilfreich sein,
Wollt'st Nächstenliebe üben,
Von Fehlern wollt'st du dich befrei'n —
Es ist beim Woll'n geblieben.

Und nun schaust du erschreckt zurück
Und siehst betrübt, verwirrt,
Daß du dich auf dem Lebensweg
Hast, ach, so oft verirrt.

Kehr' um, kehr' um, noch heute —
Benutz' die kurze Frist
Und sorge, sorg' bei Zeiten,
Bevor zu spät es ist.

Maria Swensitzky.

Kleiner Frauenspiegel.

Von Heinz Onnasch.

Sprich einer Frau hundert Reize zu, und sie werden einen einzigen nicht aufwiegen, den du ihr absprichst.

*

Seitdem es üblich geworden ist, die Eitelkeit der Frauen zu den vornehmen Eigenschaften zu zählen, haben diese vielerorts das Übergewicht erhalten.

*

Das einzige Lob, das eine Frau dem Äußeren eines Mannes zollt, sind die Worte: „Er sieht gut aus". Und das klingt dann, als sei es ein mildernder Umstand.

*

Die Logik der Frau liegt in der Konsequenz ihrer Unlogik.

*

Eine Frau hat selten einen anderen Maßstab für Recht und Gerechtigkeit als ihren Instinkt.

Warum?

Skizze von Ernst Zahn.

Der Wachtmatrose Ameglio saß im Sande vor den Badehütten und schaute aufs Meer hinaus, das schwarzgrau in schweren Sturzwellen gegen den Strand schlug. Heute war wieder so ein Tag, wo er scharf aufpassen mußte, wo die Brandung Wirbel und Löcher schuf und unvorsichtige Badende in Gefahr gerieten. Gleich einem riesigen schwarzblauen Tuch lastete der Himmel über dem Wasser. Die Luft war schwül und schwer. Der hochgewachsene, sehnige braune Mensch, nackt bis auf die Badehose, eine Mütze im schwarzlockigen Haar, spähte die Dünung entlang. Endlos zog sie sich hin. Es war noch früh im Sommer, und Ameglio hatte in seinem Revier sogar erst einen einzigen Strandschirm aufgestellt, ein grellrotes Schattendach mit einem Liegestuhl darunter. Auf ihm haftete der Blick des Wachtmatrosen. Dann zuckte er zusammen, und ein jähes Rot flog seine dunkle Wange an.

Eine Frau war zwischen den Badehütten hervorgetreten. Ihre weißen Strandschuhe tauchten lautlos in den Sand. Die schlanke, zarte Gestalt im seidenen Bademantel bewegte sich schwebend; von der Zehe zur Schulter war jeder Schritt ein rinnendes Muskelspiel voll Anmut und Ebenmaß. Am Schirm streifte sie den Mantel ab und stand in einem eng anschließenden, weißroten Badekleid, die feinen Glieder hell wie Wachs, als hätte nicht schon seit zwei Wochen das grelle Strandlicht sie bestrahlt, den Kopf mit dem sonnenstrahlfarbenen Haar ein wenig zurückgebogen. Große, blaue, kühle Augen taten sich gelassen auf und suchten ihn.

Ameglio sah an diesen Augen die Wimpern, die wie spinnwebdünne Goldfäden schimmerten, und sah die kleine Hand, die sich langsam hob und mit einem unsäglich lässigen Senken der Finger ihn heranwinkte. Er wäre nicht freiwillig gegangen. Seit zwei Wochen kam die Fremde Tag für Tag. Anfänglich war ihm gewesen, er gelte ihr nicht mehr als der Sand, über den sie schritt. Erst als er einmal aus nächster Nähe den seltsamen Aufschlag ihrer Augen gewahrt, schien ihm, sie sehe in ihm den Menschen und sein Anblick ziehe sie an wie ihn der ihre, unweigerlich, gleich als würde eine Schlinge, in der sie standen, enger und enger geschnürt. Was bedeutete das?

Sie war die ganz junge Frau eines Lords, eines vornehmen Mannes von 50 Jahren mit fast brutal harten Zügen. Er holte sie jeden Tag nach dem Bade ab. Dann schritten sie Seite an Seite zum Hotel zurück wie steife Stäbe, die nebeneinander wandeln. Einmal hatte er beobachtet, daß sie vom Gatten etwas erbat und daß er ihr schroff und herrisch, ohne die kurze Pfeife, die er im Munde trug, herauszunehmen, die Bitte abschlug. Aber vielleicht war das so bei diesem Volk der Reichen! Und doch tat die blonde Frau ihm leid.

Er folgte jetzt ihrem Wink. Sie deutete auf ihren Stuhl, den sie höher gestellt zu haben wünschte.

Selbst diesen kleinen Dienst tat sie sich nicht selbst, dachte er, während er den Stuhl in die höhere Kerbe stieß.

Indessen legte sie die Hand über die Augen und schaute in die Ferne des Meeres. „Gefährlich?“ fragte sie hinausdeutend in seiner Sprache, die sie vollständig beherrschte.

„Es gilt aufzupassen“, antwortete er ebenso kurz.

„Ihr wacht ja. Man kann nicht ertrinken“, entgegenete sie mit den Augen lächelnd. Dann hieß sie ihn das Battino hinausstoßen, ging nebenher mit ihrem wiegenden, musikalischen Gang und stieg auf das Bootgestell, das er festhielt. So tat sie alle Tage, ruderte hinaus, ließ sich ins Meer und kehrte nach dem Bade zurück.

Als er ihr das Ruder reichte, streifte ihre Hand seine braunen Finger. Er sah auf und wieder flammte sein Gesicht. War es Zufall oder wie im Traum gewährte Zärtlichkeit?

Schon stieß sie ab. Er setzte sich auf ein zweites Battino, das am Ufer lag. Noch immer blieb der Strand leer. Er schaute ihr nach, wie sie mit sicheren Schlägen das Boot durch die es bespeienden Wellen trieb. Allmählich gewann sein Blick etwas nachlauernd Angstvolles. Er stand auf und schob sein Boot dichter ans Wasser. Jetzt sah er, wie die Fremde zu rudern aufhörte und weit draußen jenseits der Brandung in das in wuchtvollen Wellen atmende Meer tauchte. Sie war eine ausgezeichnete Schwimmerin. Aber dort, wo ihr leeres Boot schaukelte, gab es eine geheimnisvolle Gegenströmung, welche die Schwimmenden mit unwiderstehlicher Gewalt vom Lande abzog.

Ameglio legte die Hände vor den Mund und sandte einen langgezogenen Warnruf hinaus.

Die blonde Frau schien ihn nicht zu hören. Ihre weißrote Bademütze schimmerte über das dunkle Wasser. Jetzt aber, was war das? Der Zwischenraum zwischen der Schwimmerin und ihrem Boot vergrößerte sich rasch, und plötzlich sah Ameglio die leuchtende Mütze nicht mehr. „Dio mio!“ stieß er durch die Zähne. Im nächsten Augenblick schoß sein Battino in die Brandung. Er war stark, und eine wütende Angst verdoppelte seine Kraft. In ein paar Minuten erreichte er die Stelle, wo eben noch gleich einer weißen Muschel eine Hand aus dem Meer getaucht war. Er sprang vom Boot. Er tauchte. Jetzt faßte seine tastende Faust in feuchtes Haar. Und schon riß er die Frau mit sich ans Tageslicht. Sekunden später zog er sie auf sein Boot, das er schwimmend wieder gewonnen. Sie lag bewußtlos. Das Wasser floß von ihr. Das gelbe Haar klebte am Kopf, aber selbst jetzt behielt es seinen Goldglanz. Er machte Wiederbelebungsversuche. Er war verzagt bei der Berührung ihres Körpers und griff rauh zu. Dann gewahrte er plötzlich erstaunt, daß ihre Augen schon wieder offen standen und voll Bewußtsein waren. Sie schauten zum Strand hinüber, wo es lebhafter zu werden begann. Man sah Menschen. Man sah auch den Lord. Er war ein ungewöhnlich hochgewachsener Mann. Seine Erscheinung, wie er stand und mit einem Fernglas das Meer absuchte, ließ sich nicht verkennen.

„Warum?“ fragte jetzt die blonde Frau und sah ihn an, als gebe sie ihm auf, ihr bei der Lösung eines Rätsels zu helfen. Ihre Stimme schwang leise, voll Ebenmaß wie ihre Bewegungen.

„Narrheit!“ schalt Ameglio böse. „So etwas tut man nicht.“ Er schalt sie, weil es sein Amt verlangte, weil er unvernünftige Strandgäste zurechtweisen mußte. Aber er war nicht sicher, ob sie nur aus Übermut die gefährliche Stelle aufgesucht. Er maß die Art, wie sie den Mann am Ufer betrachtet hatte, wie sie sich jetzt gleichsam mit einem „Ja nun denn“ auf der Bank zurecht setzte, erwartend, daß er sie zurück rudere.

Als er aber die Ruder egriff, legte sie die kleine Muschelhand auf seinen Arm. „Seltsam, die Gegenströmung“, sagte sie. „Das Meer will zum Ufer. Das Meer gibt es nicht zu.“ Noch immer ruhten ihre großen, leidenschaftslosen Augen auf ihm.

Er wurde ganz zahm. Wieder umspann ihn der Bann, in den sie ihn am Strand gezogen. Er ließ sich auf die zweite Bank nieder und senkte den Kopf. Da spürte er, wie ihre Hand sein dichtes Haar berührte. Fast zärtlich.

„Avanti!“ befahl sie dann. Da griff er in die Ruder.

Am Strand stieg sie aus.

Der Lord stand noch an derselben Stelle. „Es hat lange gedauert“, sagte er scharf und knapp.

Sie ging schweigend an ihm vorbei nach ihrer Kabine. Ameglio zog sein Battino vom Strand, um das draußen gebliebene zu holen. Noch stand er im Wasser, als die Lady in ihren Mantel gehüllt zurückkehrte. Gleich darauf schritten sie und der Lord gegen ihr Hotel hinauf, steif, wie Stäbe, die nebeneinander wandeln.

Ameglio warf sein Battino in die Brandung. Es hob sich auf Wasserhügeln und schoß in Tiefen hinab. Das Meer schüttelte den Mann. Er vermochte seine Gedanken nicht zu sammeln. —

Am nächsten Tag waren der Lord und seine Frau abgereist. Der Wachtmatrose saß am Strand, ein sonderbarer Grübler. Sein Amt ließ ihm viel Muße. Sein Blick ging weit hinaus. Das Meer war still. Blau leuchtete es zum Himmel. Blau strahlte der Himmel hinab zu ihm. Am Horizont schwebten Rauchfahnen ferner Schiffe. Es trug Schicksal, das Meer!

Ameglio meinte manchmal, es fragen zu müssen, was es von der Frau wisse, die sich hatte sinken lassen und die er — er wurde nicht klar, ob zu recht — herauf geholt. „Warum?“ hatte sie gefragt. Es war, als ob er selbst seither diese Frage in immer neuen Wendungen vor sich hinsprechen müsse.

———

Die Stellung der altgermanischen Frau.

Von Dr. Lenore Kühn.

Über die Stellung, welche die Frau im Altgermanentum innerhalb ihrer Volksgemeinschaft eingenommen hat, sind bis vor kurzem noch recht unzutreffende Vorstellungen, selbst unter den Gelehrten, verbreitet gewesen, obwohl schon die Nachrichten des römischen Geschichtsschreibers Tacitus erkennen ließen, daß bei den Südgermanen, also in Deutschland, die Frau hohes Ansehen genoß und in allem dem Schicksal des gesamten Volkes verbunden war. Ist es doch Tacitus, auf den jenes Wort zurückgeht, daß die alten Germanen in den Frauen „etwas Heiliges und Seherisches erblickten", und er selbst berichtet ausführlich über den Einfluß und das Ansehen der priesterlichen Prophetin und Volksführerin Veleda. Die neueren Forschungen haben dieses Bild des Tacitus von der germanischen Frau durchaus bestätigt. Und darüber hinaus hat die vertiefte Kenntnis der altnordischen Literatur das Bild noch erweitert. Wir sehen dort, besonders in den bäuerlichen Verhältnissen Islands, die Frau als kraftvoll und selbständig schaltende Lebensgefährtin des Mannes, wie auch als kühne Unternehmerin weiter Meerfahrten, dazu als Richterin, Ärztin und Priesterin innerhalb der Gesamtsitten ihrer Zeit sich betätigen, auch als Gutsherrin, die den Mann in seiner Abwesenheit voll vertreten kann, und oft auch als recht rauhe und resolute Verteidigerin oder Rächerin der Ehre, ihrer eigenen wie auch der ihrer Blutsverwandten. Ist doch die Vertrautheit mit Waffen überhaupt, den oft kriegerischen Zeitläuften entsprechend, der Frau jener Zeit nur natürlich, und Waffen als Brautgeschenk oder auch als Grabbeigabe sind daher nichts Ungewöhnliches. Kurz, dies alles entspricht wenig dem Bilde, das man sich, zum Teil aus viel späteren Berichten und veränderten Zeiten heraus, von der Stellung der germanischen Frau meist zurechtgemacht hat — Zeiten, wo schon fremdvölkische geistige Einflüsse, auch auf den Mann, das ursprüngliche freie Nebeneinander der Geschlechter veränderten. Die große Reinheit dieses Verhältnisses und die Heilighaltung der Ehe ist für jene „heidnischen" Zeiten nicht allein durch den Römer Tacitus ausdrücklich bezeugt, ebenso der Kinderreichtum und die Scheu vor der Vernichtung erweckten Lebens. Dies ist besonders hervorzuheben, weil bei einigen neueren Schriftstellern sogar von einer „Aussetzung" von Töchtern, als unwillkommenen Erbinnen, geredet wird, und ebenso behauptet wird, daß zwischen Monogamie und Polygamie kein prinzipieller Unterschied für den germanischen Mann bestanden habe, — woraus allerhand Schlußfolgerungen für eine „züchterische Neuregelung" des Verhältnisses von Mann und Frau gezogen worden sind.

Wir sehen aus der altnordischen Sitte heraus die Frau sich so sehr als selbständiges Wesen in allen Lebenslagen bewegen, daß sie — was auch neuere Forscher bestätigen — vielmehr durch gleiches Erbrecht, selbst wenn etwa durch eine bereits erfolgte Ausstattung bei der Heirat Unterschiede dabei gemacht wurden — durchaus Herrin ihres Lebens auch noch in der Ehe blieb. Sie konnte bei unwürdiger Behandlung jederzeit zu ihrer Sippe zurückkehren, die ja in jenen Zeiten noch eine ganz andere Macht und festen Rückhalt für den Einzelnen bedeutete; ebenso hören wir, daß die Frau z. B. wegen eines Schlages vom Ehemann Scheidungsklage einreicht, oder sonst auch selbständig eine Klage vor Gericht vertritt.

Diese mannigfaltigen Züge ergeben so sehr das Bild einer zwar durchaus nicht immer idealen und friedlichen, aber jedenfalls unverkümmerten und ebenbürtigen Einstellung beider Geschlechter zueinander, die von den vielen überlieferten Zügen unbedingter Lebenstreue der Gatten bis in den Tod verschönt wird. So versteht man kaum, wie sich noch bis vor kurzem die Auffassung halten konnte, die Frau sei im Germanentum eine „Sache" gewesen, die man kaufen, verkaufen, verschenken und sogar töten konnte. Was den „Kauf" anlangt, so stellt er sich bei näherer Betrachtung einfach als mißverstandenes Wort für den „Ehevertrag" heraus, der die Rechte und Vermögensverhältnisse der Eheschließenden, durch die Sippe, regelte. Von Forschern wie Heusler und in neuester Zeit von G. Neckel und B. Kummer sind eine Reihe solcher und ähnlicher grober Irrtümer berichtigt worden, die keineswegs auf dem Boden germanischer Weltanschauung gewachsen sind! Dazu kommt noch die Neigung, unbesehen auch solch Zeugnis und Nachrichten aus alter Zeit zu verwerten, die ganz offenkundig den Zweck hatten, das „Barbarenvolk" der Germanen gegenüber dem Sieger und Bringer einer fremden Zivilisation, oder auch gegenüber sittlichen Maßstäben, die von andersartigen Völkern ihm gebracht oder aufgezwungen würden, von vornherein als möglichst niedrigstehend zu schildern. Seit den Erfahrungen des Weltkrieges wissen wir ja, wie solche „Barbaren-Legenden" zustande kommen!

Man kann also wohl sagen, daß die Stellung der Frau gerade in den nordischen Völkern — von welchen ja auch erneut die Versuche zur Hebung ihrer gesamten Stellung, durch die Frauenbewegung, ausgingen, ursprünglich eine erstaunlich hohe und dem Manne im Volksleben ebenbürtige gewesen ist, weil dies der besonderen Art des nordischen Geschlechtsverhältnisses entsprach. Und was die sonstigen „Barbarenlegenden" betrifft, so hat kürzlich L. Roselius als Veranstalter eines ersten nordischen „Thing" in Bremen, das treffende Wort gefunden: „Machen wir endlich einmal Schluß mit dem Ammenmärchen, daß wir vor 2000 Jahren noch Barbaren waren und unsere Kultur den Südländern verdanken."



Bunte Chronik



Eine Stadt wächst aus dem Boden.

Das kleine Gebirgsdorf Corby in Südengland, das bis jetzt kaum jemand kannte, entwickelt sich mit Riesenschritten zu einer großen Industriestadt. In der Nähe des Dorfes hat man nämlich das Vorkommen riesiger Eisenerzläger entdeckt. Fast über Nacht ist ein Stahlwerk nach dem anderen aus dem Boden gewachsen, in der Umgebung von Corby dehnen sich 26 000 Morgen eisenerzhaltigen Bodens aus. Die maßgebenden Unternehmer hoffen, einen Gewinn von mehr als 500 Millionen Tonnen Stahl zu erzielen. In sechs Wochen wurde eine Eisenbahnstrecke von beträchtlicher Länge fertiggestellt, die die Bergwerke mit dem Dorf verbindet. Scharen von Industriearbeitern siedeln sich in der Nähe an, mehr als 2000 Arbeitslose haben Arbeit und Brot beim Bau der Stahlwerke gefunden. In weniger als zwei Jahren wird niemand mehr wissen, daß die Großstadt Corby einst ein unbekanntes Gebirgsnest gewesen ist.



Lustige Ecke



Flucht aus der Verlegenheit.



„Piefke, nenne mir schnell vier Raubtiere."
„Der Wolf, der Tiger und — — —"
„Nun? Noch zwei!"
„Und — und — zwei Löwen."

* **Die Mode.** Er: „Um Himmels willen, Liebling, was ist denn geschehen, warum kommst du denn mit dem Pflaster auf dem einen Ohr nach Hause?"

Sie: „Pflaster? Aber Kurt! Das ist doch mein neuer Hut!"

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.